

vollziehen. Ohne einen existentiellen geistigen Halt geht der neopositivistische Philosoph in der wesenlosen Betriebsamkeit wissenschaftlichen Fortschritts auf, der für ihn zum Selbstzweck geworden ist. Zwar vermag er an intellektueller Erkenntnis hinzuzugewinnen, sein Inneres aber

hat er einer seelisch-geistigen Verarmung ausgesetzt. Eine Antwort auf diese letzte Konsequenz seiner Philosophie ist uns Rudolf Carnap, der am 16. September 1970 in Los Angeles starb, schuldig geblieben.

Karl Windheuser

## Toleranz, Glaube und Vernunft

Das Interesse, Toleranz zu erörtern und zu fördern, führt immer wieder zu Lessings Ringparabel. Weniger allgemein bekannt, aber nicht weniger interessant ist in diesem Zusammenhang das Buch „Von den drei Betrügern“ Mose, Jesus, Mohammed. Beide Themen verbindet Friedrich Niewöhner – völlig zu Recht – in seiner ebenso faszinierenden wie herausfordernden Studie „Veritas sive Varietas“<sup>1</sup>. Dieses Thema entlehnt er hintersinnig einer Frage Lessings: „Sollte für ... veritas nicht vielmehr varietas gelesen werden?“ (23), eine These natürlich zur Toleranz.

Es darf als Pluspunkt der (deutschen) Philosophie gewertet werden, daß in ihr eine solchermaßen unkonventionelle Arbeit als Habilitation akzeptiert worden ist; denn für sie gilt eine hochreflektierte, vielfach abstrakt begriffliche Darstellungsweise für unerlässlich, häufig unter vager Interpretation des jeweils behandelten Autors, d.h. selten präzise am tatsächlichen Text. Niewöhner dagegen, das zeigt schon das Inhaltsverzeichnis, entwickelt noch nicht einmal eine Gliederung, keine Hauptteile mit Unterteilungen, sondern reiht, wie er wiederum mit Lessing begründet, nach der „Ordnung der Faulen“ (21) kurze Texte aneinander, und wenn er etwas „an dem gehörigen Ort ausgelassen hat“, holt er es „bei Gelegenheit nach: Was man aus Versehen zweimal sagt, das bittet man den Leser das andre Mal zu übergehen. Ich werde sehr weit auszuholen scheinen. Allein, ehe man sich's versieht, so bin ich bei der Sache“ (ebd.), so Lessing und mit ihm Niewöhner.

Hierdurch entsteht ein Kranz von fast hundert Stücken, Steinen eines Mosaiks, besser noch Kupferstichen vergleichbar, die jeweils selbständige Bilder darstellen und gleichwohl ein Ganzes ergeben, ohne ihre eigene Lebendigkeit und Eindringlichkeit zu verlieren. Dabei vermittelt Nie-

wöhner vielfach auch Eindrücke in das jeweils gelebte bunte Leben und – meist – ebenso bunte, nämlich hochrote Sterben; nur gelegentlich kommt der gewaltsame Tod blaß daher: Die Horden Hügelüs, eines Enkels Dschingis Khans, haben im Februar 1258 binnen 10 Tagen „800 000 (achtundhunderttausend) Menschen“ in Bagdad geschlachtet; selbst wenn man diese Zahl, der Niewöhner durch ihre Ausschreibung Nachdruck verleihen will, vielleicht doch für orientalisch und damit für überzogen halten mag, ein Blutbad sondergleichen wird es gewesen sein; doch der Kalif dieser Stadt, der Hügelü bei seinem Eintreffen am Stadttor herzlich begrüßt haben soll, wurde im Teppich ersticken – „man darf ja kein Herrscherblut vergießen“ (222). Ein anderer Großkhan ließ 1291 eine seiner Frauen, durch deren Verzauberung er sterbenskrank geworden sein soll, im Fluß ertränken (223), ohne freilich dadurch Heilung zu erreichen. Bunt genug und gegebenenfalls bleich genug geht es also zu in dieser Fülle von Geschichten und Geschichte, die in diesem Buch ausgebreitet wird.

Niewöhner, das zeigen schon diese Hinweise, verarbeitet sein Thema „narrativ“ im besten Sinn des Wortes, indem er hier nicht wieder eine Methode verfolgt, sondern erzählt meist von Menschen, die ihre Zeit erlebt, über sie nachgedacht und darüber geschrieben haben. Dabei geht er – was legitim ist – motivgeschichtlich, nicht wortbeziehungsweise begriffsgeschichtlich vor, worin freilich dennoch ein Problem liegt, wie noch zu verhandeln ist. Er führt eine staunenswerte Fülle von Materialien vor, solche, die man als Quellen bezeichnen könnte, Texte aus der Tradition vom 5./6. Jahrhundert angefangen bis in das 18. Jahrhundert, von wo er einen nahtlosen Übergang vornimmt zur „Sekundärliteratur“ des

19. bis 20. Jahrhunderts. Verständlicherweise muß Niewöhner mit Übersetzungen arbeiten; und da heutzutage niemand mehr über die Kenntnis aller Sprachen verfügt, die für eine solche Arbeit erforderlich sind, wird man gegen sie nichts einwenden können, selbst wenn auch dadurch Probleme entstehen.

Seine Darstellungen beginnt Niewöhner mit der Ringparabel. In bunter Folge spricht er die Fassung an, die sich bei dem jüdischen Arzt Ibn Verga (15. Jahrhundert) findet (27ff., 48ff.), dann die bei Boccaccio, fragt nach ihrem jüdischen Ursprung, wofür Manoello alias Emmanuel ben Salomo (13. Jahrhundert) in Frage kommt (62ff., 70ff.), kommt dabei auf die Toleranz zu sprechen, die mit der Erfahrung zusammenhängt, in der Annahme eines, zunächst des ererbten Glaubens betrogen zu sein (bes. 74ff.). Danach wendet er sich dem zuvor schon immer wieder genannten Maimonides zu, hier mit der Erörterung, ob dieser in den einschlägigen Büchern „Mischneh Torah“ sowie „Führer der Unschlüssigen“ tolerant ist (mit Unterbrechungen 79–141). In diesen Stücken finden sich detaillierte Nachforschungen über das richtige Verständnis gerade jener Passage des ersten Buchs, in der Maimonides von Jesus spricht, der sich als Messias verstand – eine in der jüdischen Tradition meist unterschlagene Stelle –, und ihm den noch zu erwartenden Messiaskönig entgegengesetzt (vgl. bes. 117f.); dabei aber bleibt Maimonides den Juden ein Dorn im Auge, weil er Jesus und Mohammed als Wegbereiter dieses Messias sieht (z. B. 120). Fundamental für Maimonides – und die vor allem jüdische Kritik an ihm – ist, daß er hinter Mose zurück auf die sieben Gebote Noahs verweist (84 u. ö.), die mit unserer Vernunft übereinstimmen (90 mit Anm. 11 u. ö.).

Dann wendet sich Niewöhner mehr der Frage der drei Betrüger – meist Mose, Jesus und Mohammed (142ff.) (aber auch einmal Jesus, Paulus, Mohammed, 179ff.) – und hierbei dem Staufer Friedrich II. zu, dem Papst Gregor IX. die unerhörte Beleidigung Jesu unterstellt, dieser sei wie die anderen ein Betrüger (145ff.). Daran schließen sich Erörterungen über jenes Buch „De tribus Impostoribus“ („Über die Drei Betrüger“) an, nach dessen Verfasser bekanntlich seit langem und bislang erfolglos gefahndet wur-

de, seit es 1753 mit dem (falschen) Erscheinungsdatum 1584 gedruckt wurde (bes. 174ff.). Bei der Suche nach den Wurzeln dieses Motivs, wenn schon nicht des Buchs, geht Niewöhner zurück auf ein indisches Epos (196ff.), das im 8. Jahrhundert ins Arabische übersetzt und damit kontinuierlich wirksam wurde (211ff.). Der Arzt Bardhawayh (im 6. Jahrhundert) alias Berrosias (211 bzw. 212) nimmt sich dieses Epos zu Herzen. Es ermuntert ihn, die elterliche Überzeugung („Gesetze“ genannt) zu verlassen und, da jeder Betrüger schließlich ein betrogener Betrüger ist (215 u. ö.), auch keiner anderen zuzustimmen. Zentral dafür ist die im indischen Epos entwickelte Parabel von Dieben, die als solche betrogene Betrüger ergriffen werden (213f.).

Nach Untersuchungen über die Auswirkungen dieses Motivs der Toleranz im arabischen Bereich, besonders bei Ibn Kammuna (13. Jahrhundert) (222ff.), wendet sich Niewöhner wieder der Ringparabel zu und damit Ibn Verga, dem ersten Juden, der eine Ringparabel erzählt hat (254), sowie wiederum Maimonides. Danach spielt zu Recht Uriel da Costa (1585–1640) eine wichtige Rolle, jener mit seiner Familie aus Portugal nach Antwerpen, dann Hamburg und wieder Antwerpen geflohene Jude, der Christ und wieder Jude geworden war, aber von den Gesetzestreuern heftig attackiert wurde und im Selbstmord endete; dieser war so gefährlich, weil er sich nicht mehr an das Gesetz des Mose, sondern lediglich an das Naturgesetz und Gott, den Schöpfer der Natur, halten wollte (317). Von hierher zieht Niewöhner die Verbindungslien zu Reimarus (322ff.), den natürlich Lessing zur Kenntnis genommen hat, aber nicht nur ihn, sondern auch den Maimonides (399ff.).

Zuvor kreist Niewöhner in dem größten Text, den das ganze Buch enthält, den immer noch anonymen und wohl auch anonym bleibenden Verfasser des somit auch weiterhin sagenumwobenen Buchs „Von den Drei Betrügern“ ein: Es muß ein Marrane der 2. oder 3. Generation gewesen sein, das heißt ein Autor, dessen Eltern oder Großeltern als iberische Juden vor der Vertreibung 1492 beziehungsweise 1496 zum christlichen Glauben gezwungen worden sind, was ihre Nachkommen und mit ihnen eben den Verfasser nicht nur dieser nie wirklich übernomme-

nen christlichen Überzeugung, sondern auch ihrer eigenen entfremdet hat (379–398); deswegen zog er sich auf eine Position zurück, die von der Vernunft begründet ist.

Niewöhner schließt mit einer glänzenden Geschichte von Arnold Zweig, in der noch einmal der Staufer Friedrich II. auftritt, wie er sich mit einem christlichen Astrologen, einem islamischen Philosophen und nicht zuletzt einem jüdischen Arzt unterhält, einem Anhänger des Maimonides, dessen Buch Friedrich in Händen hält. In Übereinstimmung mit seinem jüdischen Gesprächspartner sagt der Kaiser auch: „Dieser Maimonides hat mich auf meinen Verstand verwiesen“ (404 ff., 405).

Mit den hier angesprochenen sowie einer Fülle weiterer Bilder, die übergangen werden müssen, hat Niewöhner eine bunte Galerie zusammengestellt. Das Ganze ist spannend, freilich „mühsem für Leser wie Autor“ (13), für ersten auch nicht selten zu mühsam, wenn er den Durchblick behalten will. Das beginnt mit der Fülle der Personen, die man nicht kennt, verstärkt dadurch, daß manche verschiedene Namen haben, so Maimonides, der auch Rambam (21), Musa Ibn Maimun (343) oder anders heißt; auch Bardhawayh (205) oder Immanuel ben Salomo (45) haben andere Namen (281 bzw. 64). Manche Personen werden einmal mit der ersten, dann mit der zweiten Hälfte oder mit Teilen ihres Namens genannt, so Samau’al al-Maghribi, al-Ma’ri oder Ibn al-Muqaffa’, deren volle Namen (211, 235) das Personenregister ebensowenig verzeichnet wie die Identität der Personen, die verschiedene Namen haben.

Die Lektüre ist also nicht immer ganz einfach, da die Personen und Motive in einem bunten Reigen immer wieder vorkommen, so daß man gelegentlich nach einer Vielzahl von Bildern wieder auf solche stößt, die man möglicherweise schon einmal zu Gesicht bekommen hat. Nicht dem Autor kann man anlasten, daß es halt eine Menge arabischer Namen sind, die man nicht leicht im Gedächtnis behalten kann.

Von auch sachlichem Gewicht ist Niewöhners Umgang mit fremdsprachigen Texten, die er – völlig zu Recht – in oft älteren Übersetzungen verwendet. Er interessiert sich aber durchweg nicht für die Originalsprache, so die des be-

rühmten Buches „Kusari“, das Jehuda Halevi, ein Jude des 12. Jahrhunderts, geschrieben hat (nämlich arabisch, vgl. anders 114, 170). Ebenso wenig achtet Niewöhner auf die Bedeutung, die besonders wichtige Termini in der jeweils verwandten Sprache haben. Ein Text des ersten internationalen Kongresses schiitischer Freitagsprediger von 1982 besagt, diese hätten „die untrennbare Natur von Religion und Politik... zu betonen“ (295). Wie mögen diese typisch westlich-abendländischen Termini wohl in der hier gebrauchten orientalischen Sprache lauten?

Hier zeigt sich, daß es doch eine Beeinträchtigung bedeutet, wenn Niewöhner nur motivgeschichtliche, aber keine wort- bzw. begriffs geschichtlichen Aspekte berücksichtigt. Wie mag wohl der arabische Titel des wichtigen Buchs von Ibn Kammuna in genauer Übersetzung lauten, wenn Niewöhner ebenso von „Untersuchungen der drei Glauben“ wie „Untersuchungen über die drei Religionen“ sprechen kann (196, 230)? Und was mag im Jemenbrief des Maimonides gestanden haben, wenn westliche Übersetzungen ebenso „Religion“ wie „faith“ bringen (179 f., 71 f.)? Hier handelt es sich schwerlich um Quisquilien, erst recht nicht, wenn es um „Universalreligion“ (223, 307) oder „Naturreligion“ (77, 189) geht, Bezeichnungen, mit denen der Römer schon seine Schwierigkeiten hätte, geschweige denn ein Griechen.

Es beschäftigt Niewöhner aber auch und besonders nicht, daß er häufiger „Religion“ sagt bzw. übernimmt, wo das Original bzw. die deutsche Übersetzung ein Äquivalent für „Lex“, „Gesetz“ verwendet (vgl. 150, 215, 236, 299, 361). Gerade damit aber verdeckt er, daß „Gesetz“ in alten Texten eben das ausdrückt, was neuzeitlich „Religion“ genannt wird (vgl. 158). Diese Formulierungsweise hat erhebliche Bedeutung: Vorneuzeitlich wurde nämlich lange „Lex“ als Terminus gebraucht, wollte man die verschiedenen Überzeugungen mit einem gemeinsamen Wort bezeichnen, wozu seinerzeit „Religio“ eben noch nicht herangezogen wurde. Es wäre spannend zu lesen, wie sich dies in orientalischen Sprachen verhält.

Entsprechend gravierend fällt die Rückfrage aus, was einzelne Sprachen zu den jeweiligen Zeiten dort sagen, wo heutzutage anscheinend

problemlos mit „Wissen und Glauben“ übersetzt und als Trennung bzw. Gegensatz beider verstanden wird (158, 290) – den es etwa im klassischen Griechisch so gar nicht gibt –, nicht minder, was unter „Vernunft“ im Original verstanden wird (z. B. 92 Anm. 11, 224, 240ff.), die schon bei Samau’al – also im 12. Jahrhundert – und nicht erst bei Kant als „supreme arbiter“ fungierte (205). Ob sie identisch ist mit derjenigen Kants? Daß Mendelssohn 1779 in einer Maimonides-Aussage „ich glaube“ durch „ich erkenne für wahr und gewiß“ übersetzt (69), signalisiert gerade jenes Problem; denn es fragt sich und kann keinesfalls schlicht angenommen werden, daß im Mittelalter, viel weniger noch in der Antike, in solcher Antithese gedacht wurde.

Hiermit kommen wir zum Zentralproblem der Arbeit Niewöhners: Die Schlüsselrolle hält von Anfang an die Vernunft, die durchschaut, daß das, was hier „Religion“ genannt wird, unhaltbar ist, daß es ein Betrug ist, weswegen allein die Vernunft zur Toleranz führt. Damit ist impliziert, was Niewöhner auch verschiedentlich sagt, daß die Erkenntnis des Betrugs Toleranz erst möglich macht, daß folglich Toleranz nur möglich ist, wenn man allenfalls jener „Religion Noahs“ anhängt (72, 84ff., 95ff., 318f., 323ff., 334f., 336 u. ö.), die allein auf der Vernunft beruht, die Gott und das Naturrecht annimmt und nichts sonst. Damit ist also gesagt, daß Juden, Christen und Mohammedaner nicht tolerant sind, solange sie gerade ihren Glauben für den allein wahren halten.

Toleranz ist, wenn Niewöhner diese Bestimmung auch nicht ausdrücklich gebraucht, nichts anderes als Indifferenz (74ff., 99, 122, 200, 207, 258, 341 u. ö.): „Das Bekenntnis zur lex naturalis ist somit die Bedingung sowohl für die Betrugsthese als auch für Toleranz. Toleranz kann nämlich nur dort herrschen, wo die Bedingungen für die Intoleranz nicht mehr gegeben sind. Die Bedingungen für religiöse Intoleranz und somit der Verfolgung der Anders-Gläubigen sind die Überzeugungen der Anhänger der verschiedenen Religionen, daß jeweils ihre Religion die allein wahre sei. Wird nun nicht nur behauptet, daß die eine oder die andere Religion unwahr sei, sondern auch, daß alle möglichen Offenbarungs-Religionen unwahr sind (und ihre

Stifter Betrüger), dann ist das zwar Intoleranz gegenüber den Offenbarungs-Religionen, aber nicht mehr Intoleranz im Namen einer dieser Religionen“ (319).

Erkenntnis des Betrugs und Toleranz hängen untrennbar miteinander zusammen (vgl. 74, 121, 207, 249, 319, 392). Von hierher kann die Frage nicht verwundern, ob Lessings Nathan tolerant ist (vgl. 77, auch 99), denn man kann nicht, gemäß dem Aufruf Samau’als, „meinen, allein im Besitz der Wahrheit zu sein“ (200). Es fragt sich nur, warum nicht auch noch die Annahme der Religion Noahs intolerant ist, warum nicht letztlich nur reiner Atheismus tolerant sein kann.

Mit der strikten Ablehnung dieses Toleranzbegriffs – was hoffentlich nicht schon wieder ein Zeichen für Intoleranz ist – soll die Bedeutung dieser Verknüpfung von Ringparabel und Betrugsbuch unterstrichen werden. Selbst wenn ich der systematischen, nicht reflexiv entfalteten, sondern narrativ dargelegten These Niewöhners durchaus nicht zustimme, möchte ich den Stellenwert dieses Buchs nicht nur nicht erkennen, sondern noch einmal ausdrücklich hervorheben. Niewöhner hat mit dem Aufspüren entlegener Texte, mit der Verfolgung des Motivs der Ringparabel wie der Betrugsthese insbesondere der drei großen Überbringer einer Offenbarung Mose, Jesus und Mohammed einen gewichtigen Beitrag zu einer Problematik geleistet, die für uns vordringlich ist, nämlich wie Toleranz, damit aber, wie Glaube, und nicht zuletzt, wie Vernunft zu begreifen sind. Am Ende der Arbeit stehen wir an einem neuen Anfang, nämlich das Verhältnis wenn nicht von „Religion“, so doch von „Glaube“ und „Vernunft“ neu zu durchdenken. Dabei geht es nicht um „varietas“, d. h. lediglich um Verschiedenheit, die nicht mehr (an)erkennen kann, daß es auf die „veritas“ ankommt, nämlich die Überzeugung, daß es letztlich nur eine und nur deswegen auch letztverbindliche Wahrheit gibt, die allerdings akzeptiert, daß sie nicht von allen angenommen wird. Toleranz kann nicht Nivellierung und Neutralität letzter Überzeugungen implizieren. Ernst Feil

<sup>1</sup> Niewöhner, Friedrich: *Veritas sive Varietas*. Lessings Toleranzparabel und das Buch von den drei Betrügern. Heidelberg: Lambert Schneider 1988. 430 S. Kart. 118,-.